

# Herr Schängli und seine Grossmutter : eine pietätlose Geschichte

Autor(en): **Freuler, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **203 (1924)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374696>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Herr Schängli und seine Großmutter.

Eine pietätlose Geschichte von R. Freuler, Glarus.

Herr Sekretär Karl Schängli in Bimmelstadt hatte eine Großmutter. Wie alt sie war, wußte niemand genau zu sagen, denn sie trug den Schlüssel zu ihrer Kommode, worin vermutlich der Laufschein lag, stets an einem Bändchen um den Hals, und wenn man von ihrem 80. Geburtstag zu reden anfing, machte sie ein höchst beleidigtes Gesicht und bemerkte spitz, daß sie auch nicht andern Leuten die Jahre vorzähle. Aber sie mußte doch schon recht alt sein, denn Herr Schängli hatte selbst Kinder von fünf und sieben Jahren; woraus sich ergibt, daß seine Großmutter eigentlich eine Urgroßmutter war. Das tut aber nichts zur Sache.

Eine andere Frage ist nun aber, ob Herr Schängli seine Großmutter noch hatte, oder nur noch gehabt hatte. Genau genommen, hatte er sie nicht mehr, denn sie war vor sechs Stunden gestorben und lag ruhig und still, wie ihr Lebtag nie, auf dem Totenbett. „Hier in diesem Seitenzimmer ruhet sie bei Kerzenschimmer“, nennt Wilhelm Busch diese Situation. Der Leser mag nun selbst entscheiden, ob Schängli sie noch hatte oder nicht. Der Eine wird sagen, natürlich hatte er noch eine Großmutter, wenn auch eine tote; der Andere wird behaupten, er habe sie nicht mehr, da ihre Seele entflohen, und eine Großmutter ohne Seele überhaupt keine Großmutter mehr sei; worauf der erste entgegen kann, daß das ohne Bedeutung sei, denn ihre Seele hätte der Enkel doch nie gehabt, und so sei das einerlei. Doch lassen wir solche philosophische Spitzfindigkeiten andern Leuten, und wenden wir uns der Wirklichkeit zu!

Es war alles in schönster Ordnung. Der Arzt hatte den Totenschein ausgefüllt, auf Altersschwäche und Herzschlag, hatte Herrn Schängli gestellt, quittiert und dazwischen auch kondoliert. Der Zivilstandsbeamte hatte ungefähr dasselbe getan und die Beerdigung auf übermorgen festgesetzt. Die Todesanzeigen beim Drucker, ein Kalbskopf beim Metzger

und eine große Kumpelmeiertorte beim Konditor waren bestellt; ein Urlaubsgesuch für 3 Tage an den Bürochef war geschrieben, und die nähere Verwandtschaft telephonisch benachrichtigt worden. Mehr konnte man von Herrn Schängli nicht erwarten. Er wuschte sich denn auch voll von erfülltem Pflichtbewußtsein den Schweiß aus der Stirne; soviel Arbeit war ihm schon lange nicht mehr an die Hand gekommen.

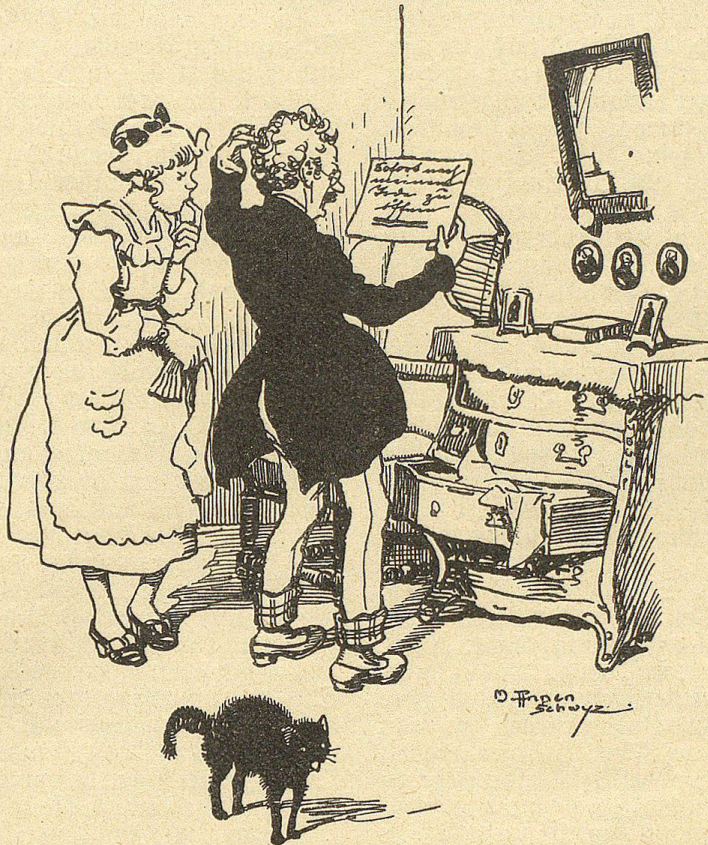
Dafür wollte er nun aber diese drei Tage auch nach Möglichkeit als Ferientage genießen und sich nicht allzusehr durch die Trauer beeinflussen lassen. Nun aber geschah etwas Unvorhergesehenes. Nicht daß die Verstorbene nun etwa plötzlich in ihrem seligen Nachtgewand aufrecht auf der Bettkante gesessen und Text und Ausstattung der Todesanzeigen kritisiert hätte — aber immerhin geschah etwas das die Trauerfeierlichkeiten in die Länge zu ziehen versprach.

Nämlich, als Herr Schängli die unterste Kommodenschublade öffnete, fand er ein großes, gelbes Kuvert mit der Aufschrift: „Sofort nach meinem Tode zu öffnen“.

Da er ein Mann der Pflicht war, wie wir

ja schon konstatieren konnten, schnitt er sofort das Kuvert auf, ob schon, wie er später sagte, während dieser kurzen Prozedur eine Ahnung in ihm aufgestiegen sei, daß es besser wäre, das Kuvert wäre unter den geplätteten Unterröcken in der Schublade verschwunden.

Er las den letzten Willen seiner Großmutter langsam durch. Darauf kratzte er sich mit dem linken Mittelfinger ein wenig den Haarboden. Frau Schängli, die indes hinter den Tournüren und im Kastensuß dem goldenen Sparstrumpf der Verewigten nachgespürt hatte, in aller Ehrbarkeit natürlich, kam auf dieses Zeichen hin herbei, denn sie wußte, daß ihr Mann nur in Ausnahmefällen in den Haaren kratzte. Schängli überreichte ihr wortlos den großen Papierbogen. Sie las ihn ebenfalls langsam und mit stets länger werdendem Gesicht durch.



Dann blickten sich beide an:

„Ja nun?“ —

„Und jetzt?“ —

Kurz gesagt: die Großmutter wollte partout in Deutschland, in ihrem heimatlichen Heidelberg beerdigt sein! Und gegenwärtig lag sie mitten in der Schweiz.

Der Leser wird diesen Wunsch wohl nicht ohne weiteres verstehen und deshalb ein wenig den Kopf schütteln über diese eigentümliche Wendung, wie ihn das Ehepaar Schängli übrigens auch noch eine Weile geschüttelt hat. Für diejenigen, welche die Familienverhältnisse nicht kennen, muß hier deshalb etwas nachgeholt werden, was ich anfangs, um den guten Eindruck der Verewigten nicht zu stören, nur diskret angedeutet habe. Nämlich, das Verhältnis zwischen der Familie Schängli einerseits und der Großmutter andererseits war nicht immer ein absolut ungetrübtet gewesen, wie es eigentlich einer sozusagen Familienreliquie gegenüber hätte sein sollen. Sondern die Großmutter hatte überall als Querkopf gegolten, die in ihren alten Tagen die Theorien verfocht, welche um den Siebzigerkrieg herum Mode gewesen sein mochten und es mußte ihr wohl auch zu Ohren gekommen sein, daß man in gallenbittern Momenten schon das Wort „Bourbakiroß“ gebraucht hatte, das sie, ohne einen Beweis dafür zu haben, auf sich bezogen hatte. Daß sie behauptete, nichts mehr zu hören und dennoch zu jedem leisen Tadelchen eine spitzige Bemerkung wie das Tüpfelchen aufs „i“ zu setzen hatte; daß sie weiterhin täglich am Mittagessen daran erinnerte, daß man zu ihrer Zeit nur reine Butter verbraucht und daß sie sich geschämt hätte, ihrem Manne selig statt genug Fleisch zu fieden, solches Maggizeug in die Suppe zu tröpfeln; daß sie über die Rodlängen der Frau Schängli stillschweigend, aber deutlich, die Nase rümpfte, und beim Geigenspiel des Herrn Sekretärs regelmäßig fragte: „Carl, wie lang muß man üben, bis man etwas kann?“ Das alles sei kurz angedeutet. Sie und da erlaubte man sich ja auch eine kleine Bosheit gegen sie; man brachte ihr z. B. von einer Reise Badener Kräbels oder Büttinggels oder von der Kirchweih türkischen Honig, mit welchen guten Dingen sie ihrer mangelhaften Zähne wegen nichts anzufangen wußte. Brachten ihr Verwandte etwa solche Sächelchen, wenn sie zu Besuch kamen, dann wurden solche Vasen, wenn sie etwas schlank geraten waren, mit den Worten begrüßt: „Ja, gelte, es ist doch gut, wenn man noch eine alte, unwerte Großmutter hat, bei der man sich alle paar Wochen wieder einmal satt essen kann; man kann eben nicht alles ans Gewand hängen — hm! — und dazu ein gutes Röstli haben, wenn man bloß einen Postgummi geheiratet hat!“ Die Korpulenten aber empfing sie mit einem schiefen Blick rund herum: „Ja, ja! Abgenommen hast du auch nicht seit dem letzten Mal! Als ich jünger war, sagte man von solchen Leuten, sie hätten auch mehr am Fleisch als am Verstand! Ja nun, mich geht's ja nichts an, und ich sag auch nichts!“ Solche Bemerkungen wurden natürlich als Arroganz ausgelegt und hatten zur Folge, daß man sich die Kosten

für Badener Kräbels usw. sparte und die Großmutter überhaupt nur noch wie Luft behandelte. Eine gute Eigenschaft hatte sie aber doch und die soll auch nicht verschwiegen werden. Um die Zeit der Festtage und Schulausflüge herum war sie eine gesuchte Persönlichkeit; konnte sie doch dank eines rheumatischen Beines auf drei Tage das Wetter voraussagen und nahm es mit dem Kalender und dem „Bimmelstadter Intelligenzblatt“ in dieser Beziehung spielend auf. Wenn es dann traf und der Regklub Schänglis das Rüttli oder eine dieser magern oder dicken Tanten den Ziberliberg in vaterländischem Sonnenglanz erkstiegen hatte, verzieh man ihr für ihre guten Rat schläge wieder mancherlei.

So war also die Großmutter gewesen. Die Schänglische Familie verwunderte sich denn auch nicht allzusehr über diese letzte Schikane. Wenn Herr Schängli trotzdem längere Zeit in den Zimmern herumfluchte, so geschah dies nicht etwa darum, weil die teure Verstorbene in ihrem Tode so weit weg im großen Ranton draußen liegen sollte; das wäre so weit gar nicht unangenehm gewesen, schon wegen der Gärtnerkosten und weil man im Sommer so leicht vergiftet, die Geranien und was so zu einem ordentlichen Grab gehört, zu begießen, usw. Aber vor seinem innern Auge standen wie eine spanische Wand die Scherereien mit Bahn und Paß und Zoll und trennten ihn von der ewigen Ruhe der Großmutter. Für die Reisekosten des Begleiters waren zwar vorsorglich 1000 Fr. extra bestimmt und Schängli multiplizierte in Gedanken an den Kurs schnell die Summe und kam in eine rosarote Tausenderzahl hinein, die ihm nach und nach das Rheinreischen doch nicht als allzugroße Strapaze erscheinen ließ.

Vorerst wurde nun der ganze Trauerapparat auf rückwärts gestellt; die Todesanzeige anders redigiert; Fleisch- und Tortenbestellungen abgeändert u.

Als dann begab sich Herr Sekretär Schängli zum Bahnhofsvorstand, wurde von dessen Vertreter zum Chef der Güterexpedition und von diesem zu einem weiteren Beamten geschickt, wo er erfuhr, daß ein Leichentransport von Bimmelstadt nach Basel 250 Fr. koste. Zugleich wurde ihm eine Beige von farbigen Zetteln eingehändigt, die er ausfüllen sollte. Ferner erfuhr Herr Schängli hier, daß der Transport von Basel bis Heidelberg ungefähr wiederum 8000 bis 10000 Mark kosten werde. Kurzstand damals auf 16.

Nachdenklich ging er wieder heim; wenn die Sache auch nicht so billig sich anließ (den Sarg für die Leiche lieferte die S.S.B. auch nicht gratis!), so wollte er doch auf seine Rechnung kommen. Wer ihn auf dem Heimweg etwa sah, verwunderte sich vielleicht darüber, daß der Herr Sekretär, der sonst immer ziemlich genau den trockenen Randstein des Trottoirs benutzte, diesmal mitten durch die Straße spazierte und sogar anscheinend mit recht angenehmen Dingen beschäftigt war, da er sich andauernd die Hände rieb.

Das Händereiben hörte zwar bald auf. Dabei traf er einige Verwandte, welche die Aussicht auf irgend ein erstes Erbteilchen, auf ein altes Seidenkleid, das ja sonst niemand mehr gebrauchen

konnte, auf eine Brosche, oder sonst etwas, herbeigeloct hatte, und die nun mit blinkenden Tränen in allen Zimmern herum sich betätigten und die glanzgewichnen Böden schmutzig machten. Von der Heidelbergreise wußten sie noch nichts und Herr Schängli hatte bis zum Mittagessen Zeit, damit ins Klare zu kommen. Dann wurde der Fall unter die Lupe genommen. Einig war man sich darin, daß dieser letzte Wunsch in Gottesnamen erfüllt werden müsse, nachdem er nun einmal bekannt geworden sei. Was ja an und für sich Pflicht gewesen sei, da man in offener Gile eben das Kubert gefunden habe!

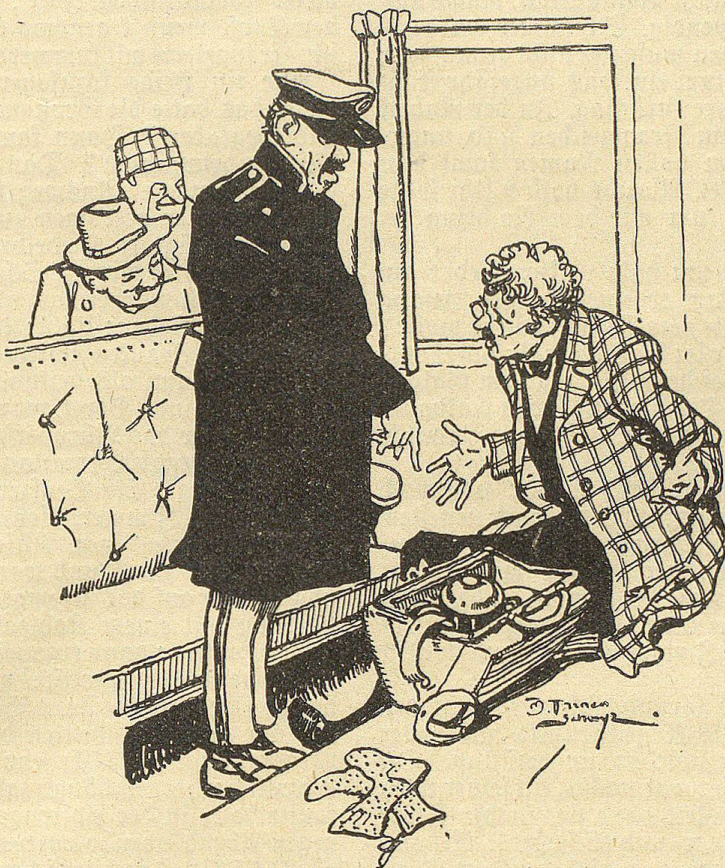
Herr Schängli empfand die Spitze, die dieser Satz des jungen Neffen Schorsch enthielt und dachte für sich, daß der das keinem Toten gesagt habe! Als dann ebenderselbe Schorsch sich anerbote, mit der unvergeßlichen Verbliebenen nach Heidelberg zu fahren, wandte er ein, daß er selber, als der einzige direkte Nachkomme, denn doch wohl der Gegebene sei, um der Toten die letzte Ehre zu erweisen, und er fand nach einigem Hin und Her denn auch die Unterstützung des Familienrates. Im Grunde genommen kam ihm dieses ungedachte Reischen gar nicht ungelogen. Die Rückfahrt mindestens sollte nicht allzusehr im Zeichen der Trauer stehen. Schließlich kam man nicht alle Tage an den

Rhein und an den Neckar und wenn Karl Schängli auch nicht studiert hatte, so wußte er doch dies und jenes von Heidelberg. Speziell daß dort ein berühmtes großes Faß in einem Keller läge, daß es sowieso eine schöne Studentenstadt sei; vor Zeiten hatte er auch einmal ein Stück gesehen, das „Alt-Heidelberg“ hieß und in welchem eine bildhübsche „Räthi“ verschiedene Wünsche in ihm geweckt hatte. Dieses unbestimmte Bild der Stadt lag, etwas ungeordnet zwar, in seinem Unterbewußtsein herum, und wenn er sich auch bei der Behauptung, daß er ein Unterbewußtsein besitze, beleidigt gegen derlei dubiose Unterschiebungen gewehrt hätte, so war es doch so stark entwickelt, daß er immer eifriger über die heiligen Pflichten eines Enkelsohnes zu den Anwesenden redete. So wurde er einhellig mit der Mission betraut. Einer spätern Erbenversammlung sollte er Bericht und Rechnung ablegen.

Am Abend wurde die Großmutter in den schweren Eichenfarg gebettet; der Geistliche hielt eine Ansprache. Darin rühmte er den friedfertigen Charakter der Verstorbenen, pries auch die in jedem Menschenherz wohnende Sehnsucht nach der Heimat, die auch über diese Seele eine so ungeahnte Gewalt ausgeübt habe, daß sie noch im Tode — hier hielt der Mann plötzlich inne, weil ihm in den Sinn kam, daß eigentlich dieser sehnsüchtige Trieb eine ziemliche Schikane für die Hinterlassenen bedeute — und er machte denn mit einem summarischen Hinweis auf die himmlische Heimat, etwas eilfertig zwar, den Be-

schluß; darüber ist viel leichter etwas Schönes zu sagen, als über die irdische, die wir ja alle kennen!

Den Abend verbrachte man mit dem Sortieren und Begutachten der eingelassenen Kondolenzkärtchen; das ist bekanntlich eine der kurzweiligsten Arbeiten, weil man dabei so ziemlich die ganze Bekanntschaft in die Finger bekommt! Morgens 9<sup>31</sup> verreiste die Großmutter. Das heißt, man trug sie feierlichst zur Bahn, die Verwandtschaft je nach Geschlecht mit wehendem schwarzem Schleier oder mit poliertem Zylinderhut. Herr Schängli selbst trug seinen neuen Handkoffer und seinen Regenschirm und fuhr alle paar Meter mit der freien Hand in seine Rocktasche, wo er wohlversorgt den in



aller Eile ergatterten Paß und die papierenen Schweizerfranken, samt einem Totenschein wußte.

Eine Stunde später war er in Zürich. Den Güterwagen mit der Aufschrift „Leiche“ und dem angekreideten, melancholischen Kreuz ließ er auf dem Perron stehen, flog mit Bindeseile aufs deutsche Konsulat und mit dem Bisum wieder zurück.

Zwei Stunden später war er in Basel. Nach Verlaß eines ordentlichen Mittagessens fragte er im Bahnhof nach seiner Großmutter. Sie war vorderhand noch nicht angemeldet und so wollte sich Herr Schängli die diversen Sehenswürdigkeiten der Stadt, die Bayerische Bierhalle, den Zoologischen Garten etc. ansehen. Zuerst kam das Straßburger Denkmal.

„Ganz nett“, dachte er, „aber wozu stehen da die zwei steinernen Weibervölker?“ Dann spazierte er zwischen zwei lebenden in die Elisabethenanlagen

hinein. Aber als ihn dort eines der vielen Messing-  
schilder anfunkelte „Siegfried Weichenblüh, Trans-  
porte nach dem Ausland“, kam ihm in den Sinn,  
daß er sich doch wohl erkundigen müsse, wie sich der  
Transport weiterhin gestalte; denn er war ja erst  
in Basel und keineswegs schon in Heidelberg. Also  
stand er zehn Minuten später wieder im Bahnhof.  
Der Beamte machte ein bedenkliches Gesicht, murrte  
etwas von unüblichen Weibermoden, und hieß den  
Frager zunächst eine halbe Stunde warten. Dann be-  
kam er ein Duzend Zettel zum Ausfüllen. Erst ging  
dies ohne Schwierigkeiten, denn darin hatte er von  
Berufs wegen eine ziemliche Vigilantität. Name und  
Herkunft wußte er auswendig. Schlimmer wurde es  
mit dem Geburtstag; den wußte er nicht genau, und  
so trug er denn ein Datum ein, das ungefähr stim-  
men konnte und 80 Jahre zurücklag. In der Rubrik  
„Gewicht“ machte er ein Fragezeichen und unter-  
schrieb einigemal seinen vollen Namen samt dem  
schwungvollen Schnörkel. Abends halb 9 Uhr sollte  
er wieder vorsprechen, um mit dem Nachtzug zu  
verreisen.

Sorgenvoll stand er um halb 9 Uhr wieder am  
Schalter. Aber da bekam er einen andern Gesang  
zu hören. Ob er die Leute zum Narren halten wolle?  
Ob er nicht wisse, daß er im Badischen Bahnhof vor-  
zusprechen habe? So lief denn Schängli im Galopp  
hinter einem verpackten Tram her über den Rathaus-  
platz, am Café Spitz vorbei zum Badischen Bahnhof  
hinaus.

Hier wußte man von nichts. Sogar von noch  
weniger: nämlich, daß gegenwärtig nach neuestem  
Erlaß überhaupt keine Leichen über die Grenzen be-  
fördert werden dürften; der Grippe wegen. Der  
Beamte las ein monotones Reglement in beängstigen-  
dender schneller Weise herunter, warf noch einen fra-  
genden Blick über den Zwicker hinaus und knallte  
den Schalter zu.

Herr Schängli hatte Grund, sich wieder in den  
Haaren zu kraken. Die Angelegenheit mit dieser  
Großmutter wurde entschieden ungemütlich. Die  
Lage war äußerst klar: er war nachts mit seiner toten  
Großmutter, resp. zur Zeit ohne sie, in der Stadt  
Basel und konnte nicht vor- und rückwärts. Mit um-  
düsterten Sinnen spazierte er zurück, auf dem Trot-  
toirrand allen Fugen und Laternenpfählen auswei-  
chend; trank im „Storchen“ noch einen Dreier, ohne  
daß sich sein Gemüt aufheiterte, denn der Wein war  
nicht darnach, legte sich ins Bett und schlief ein.

Früh um 7 Uhr stand er wieder im Bundesbahn-  
hof. Die Großmutter stehe im Güterbahnhof zur  
Expedition bereit, sagte man ihm. Schweizerischer-  
seits hatte der Reise nichts mehr im Wege gestanden  
— aber Deutschland! Und Herr Schängli, der  
sonst mit dem Reich spezial war, der s. B. extra nach  
Zürich gefahren war, um den Kaiser zu sehen und  
drei geschlagene Stunden lang unbeweglich hoch auf  
einer Bockleiter zwischen Hangen und Bängen ge-  
wartet hatte, fluchte im Basler Bahnhof wie ein  
Türke über die gottverlassene Bürokratie, (er  
sprach Bürokratie, weil der Führer seiner politischen  
Partei auch so sprach) über das unsinnige Schema

F und die lächerliche Paragrafenreiterei. Genau  
so, wie man zu ihm auch schon hundertmal über sein  
Schema F geschimpft hatte; die Utanei konnte er  
längst auswendig.

Es blieb nichts übrig, als mit der Großmutter  
wieder heimzufahren.

„Sie könnten sie ja auch hier in Basel beerdigen“,  
meinte der Beamte, der an dem Fall Teilnahme  
zeigte. „Oder sie könnten Sie hier kremieren lassen und  
die Urne in Heidelberg beisetzen, wenn doch die alte  
Dame so daran hing!“ —

Herr Sekretär Schängli schüttelte den Kopf zu  
dieser romantischen Idee; Beamte schütteln meist  
den Kopf, wenn irgendwo von Romantik die Rede  
ist. Er spazierte mit kummervoller Miene auf und ab.

Wie ein Heide sozusagen lebendig verbrennen?  
Nein, das hatte die Großmutter doch nicht verdient!  
Hier begraben? Dann kam er um die Rheinreise.  
Mit ihr heimfahren? Dann würde er gefoppt, ob  
ihm kein anderer Ausweg in den Sinn gekommen  
sei? Sie hier beerdigen zu lassen und daheim er-  
zählen, sie läge in Heidelberg? Wenn das publik  
würde, stand er wie ein Schulbube da.

Schließlich warf er nach altem Brauch einen Fran-  
ken auf den Boden; Zahl: Kremation, Kopf: Beerdi-  
gung. Der Franken zwirbelte ein Weichen unent-  
schlossen herum, als besinne er sich und rollte dann  
plötzlich in einen Spalt, wo man ihn nicht wieder sah.

Da ließ er das Büropersonal abstimmen. Dieses  
Verfahren ergab Kremation und Beisetzung der Urne  
in Heidelberg. Ein Seufzer der Erleichterung! Er  
verließ das Zimmer, ließ aus dem Büffet einen  
Doppelliter Weltliner, Käse und Brot ins Büro  
schicken, zum Dank, und wartete dann in einer Tele-  
phonkabine auf das Krematorium. Eine Falschver-  
bindung mit einem Kohlenhändler führte zu Miß-  
verständnissen: dann ergab sich, daß der Wärter nicht  
ohne weiteres zugereiste alte Damen verbrennen  
durfte. Demzufolge stand Herr Schängli gegen Mit-  
tag vor dem Präsidenten des Vereins für Leichen-  
verbrennung. Das Ergebnis der Aussprache war  
erfreulich: Herr Schängli zahlte 300 Fr. zum Voraus,  
kaufte dann in der Spittelgasse einen Kranz, den er  
gegen Abend abzuholen versprach, und sah endlich  
abends 5 Uhr der feierlichen Verbrennung zu. Mit  
Harmoniumbegleitung, einigen Tränen und einem  
Trinkgeld an den Portier kam die Sache ins Reine.  
Etwas fehlte, das merkte er. Aber was?

Den Kranz abzuholen hatte er natürlich ver-  
gessen. —

Im Hotel wechselte er seine schwarze Krawatte  
mit einer himmelblauen und tauschte damit unbe-  
wußt auch seine gedrückte Stimmung gegen eine ge-  
müthlichere. Er ging in Röchlings Variététheater und  
kein Mensch hätte in dem vergnügten Herrn am vor-  
dersten Tischchen, der so begeistert den Künsten einer  
Trapezkünstlerin und weitem Phänomen Beifall  
klatschte, den Sekretär Karl Schängli erkannt, der  
sonst so trocken an seinem Bult saß und eben noch  
seine Großmutter verbrannt hatte.

Was will man sagen dazu?

Schließlich glauben wir doch, daß es der Groß-

mutter auch einerlei sein konnte und auch war, ob ihr Enkel nun im Variété saß oder nicht. —

Morgens 8<sup>15</sup>, nach kurzer Paß- und Zollerledigung schweizerischerseits, fuhr Karl Schängli glücklich nach Heidelberg. Die gefüllte Aschenurne, wohlverpackt in einem polierten Holzkästchen, trug er wie eine Handkoffer.

Zuerst kommt die Station Leopoldshöhe und damit die deutsche Zollrevision. Sie fand angenehmerweise im Wagen statt und nahm den üblichen Verlauf, mit verstreuten Wäschestücken, klopfenden Herzen, wühlenden Händen und angebrauchten Zigaretenschachteln. Bis die Reihe an Herrn Schängli kam. Der öffnete in aller Gemütsruhe seinen Koffer. Tabak hatte er nicht, Schokolade ebenfalls nicht.

Was in dem polierten Holzkästchen sei? fragte der Beamte.

„Asche.“

„Asche? Richtige Asche?“ Der Böllner sah ihn fragend an.

„— Ja — die Asche meiner Großmutter!“

„Um — bitte, machen Sie mal auf!“

Herr Schängli machte auf. Aus dem Holzkästchen widelte er die steinerne Urne und stellte sie auf das Klapptischchen. Die Mitreisenden sahen dem Spiel interessiert zu.

„Das ist die Urne!“

„Natürlich! die Urne!“ Der Beamte wog das schwere Stück in der Hand.

„Wohin wollen Sie?“

„Nach Stuttgart zu Verwandten!“ — Was ging es den Kerl an, wohin er fahren wollte.

„So so! nach Stuttgart! Warum fahren Sie denn auf dieser Linie?“

Schängli murmelte etwas von einem schönen Landschaftsbild.

Der Mann entfernte sich. Schängli aber, froh, daß die Sache gut abgelaufen war, pfiß hohnlächelnd durch die Zähne, erklärte dem vollen Wagen, daß man bei derlei Differenzen nur recht austrumpfen müsse.

Aber er hatte zu früh triumphiert. Nach zehn Minuten stand der Böllner wieder vor ihm.

„Nehmen Sie nur gleich Hut und Schirm mit, es kann vielleicht etwas länger gehen!“ Die Mitreisenden schmunzelten.

Im Hauptgebäude kam Schängli in ein peinliches Kreuzverhör.

Er mußte wieder alles aufschließen. Der Oberbeamte tupfte sorgfältig in die Asche; es gab einen glatten, runden Fingerabdruck. Die Spur Staub am Finger gustierte der Mann mit der Zunge.

„Um — der charakteristische Gout fehlt zwar, aber das beweist wenig —“

Und dann fuhr er scharf fort:

„Wissen Sie, daß die Einfuhr von Sprengstoffen verboten ist?“

Herr Schängli lächelte bleich:

„Aber das ist doch meine Großmutter!“

„Wohin wollen Sie mit ihr?“

„Nach Heidelberg.“

„Warum sagten Sie vorhin nach Stuttgart?“

Schängli wurde rot.

„Man verspricht sich etwa in der Aufregung!“

Dann kramte er die Papiere aus.

„Wie heißt ihre Großmutter?“

„Adelina Schängli.“

„Warum wollen Sie mit ihrer Asche nach Heidelberg?“

„Sie wünschte es so!“

„Wann war sie zum letzten Mal in Heidelberg!“

„Vor etwa 40 Jahren oder 50!“

Schängli wurde noch röter.

Die Beamten warfen sich spöttische Blicke zu.

„Das Heimweh scheint mir unwahrscheinlich stark gewesen zu sein?“ —

Schängli zuckte die Achseln.

„Wann ist sie geboren?“

„Ja Teufel — was hatte er nur gestern auf den Bettel geschrieben?“

„Es steht darauf, bitte!“

„Das wissen wir auch — aber wir möchten es von Ihnen wissen! Sie können sich doch schon daran erinnern, was Sie gestern in Basel geschrieben haben?“

Karl Schängli lächelte nicht mehr.

Dann ging's weiter:

„Fährt man in der Schweiz mit einer himmelblauen Krawatte an eine Heerdigung?“

„Die verdammte Krawatte!“ dachte Schängli.

„Ja wissen Sie — ich war gestern — ich mußte — ich war so ganz deprimiert in den Nerven — ich ging ein wenig ins Theater — ins Stadttheater natürlich!“ — (Das ist hoffentlich seriöser als das Küchlin! fuhr es ihm durch den Kopf.)

„So — hat es Ihnen gut gefallen? Was wurde denn gespielt?“ —

„Gespielt? — Ach Sie meinen, wie sie gespielt hätten — sehr schön natürlich und lang ging's.“ —

„Nein — was man gespielt habe?“

„Ja — ein Stück aus dem Mittelalter — das heißt, etwas später — so eine Art, wie soll ich sagen“ — er schnalzte mit den Fingern — „ach, wie einem diese Namen entfallen können — ich glaube „Das Volk der Hirtenknaben.“ —

„Ja — es scheint, Sie kämen direkt aus dem Volk der Hirten.“

Der Böllner zog die „Basler Nachrichten“ aus der Blusentasche und wies auf die Inserate.

„Sehen Sie — hier steht „Lohengrin“. Ich denke, Sie geben jetzt den Schwindel auf!“ Ueberhaupt sind Sie“ — und jetzt wurde er bestimmt und laut — „ein dubioses Subjekt samt ihrer angeblichen Großmutter. Weiß der Teufel, was dahinter steckt!“ —

Was nützte es Herrn Schängli, daß er mit Händen und Füßen seine Unschuld beteuerte? Daß er sanft wie eine Taube wurde und dann wieder mit der Faust auf das Pult donnerte, daß die Tintenfäßchen spritzten, daß er dazu im urchigsten Schweizerdeutsch fluchte, er pfeife auf die Republik da bei ihnen draußen (er sagte dieses noch drastischer!) und der Teufel möge die Schwaben holen und so weiter. —

Der Effekt war, daß er eine lange Nacht in einem badisch-republikanischen Arrestlokal verbringen mußte, über deren Verlauf er weder mir noch andern je

etwas erzählt hat. Nur das sagte er später einmal, es sei der Großmutter zugut gekommen, daß man ihm die Urne nicht ins Lokal mitgegeben habe.

Im Lauf des folgenden Vormittags wurde konstatiert, daß es sich wirklich um menschliche Asche handle und Herr Schängli erhielt einen Ausweis über die Zusammensetzung; ganz chemisch sah die Großmutter auf diesem Papier aus.

Nun entstand aber die Frage der weitem Einfuhrzulässigkeit. Offenbar hatte dieser Schweizer die Person lediglich aus dem Grund verbrennen lassen, um dem deutschen Reglement ein Schnippchen zu schlagen — konnte man das ruhig hinnehmen? Das Reglement unterschied nicht zwischen verbrannten und unverbrannten Leichen. Also!

Man machte Herr Schängli den Vorschlag die Urne hier zu deponieren und in 14 Tagen wieder vorzusprechen.

„Ich lasse mir keine Vorschriften machen“, trumpfte der Schweizer auf, als er die Unsicherheit der Uniformierten bemerkte.

„Oder Sie könnten sie auch hier auf dem Friedhof beisetzen lassen.“

Herr Schängli dachte nach.

„Kostet das viel?“

Nach einer Viertelstunde verließ Herr Schängli das Büro (Gottlob, dachten die Böllner!) samt seiner Habe; der Portier mußte ihm noch deutlich die Wohnung des Orts Pfarrers bezeichnen. In einer Wirtschaft aß er sodann ein Diner und trank etlichen guten Marktgräser dazu. Und kam so peu à peu wieder in eine gehobene Stimmung.

„Jawoll, sollen mich diese Schwaben erwischt haben! Noch lang nicht; dafür ist unsereins noch hundertmal zu schlau!“ Und das Heidelberger Schloß und das große Faß stiegen wie eine schillernde Fata Morgana aus dem Duft des Marktgräslers.

„So schlau wie euereins ist unsereins noch, wenn's dumm ist!“ sagte er zu sich und zahlte. Dann marschierte er mit Koffer und Regenschirm, am Pfarrhaus vorbei, durch den sonnigen Tag in zwei Stunden nach der nächsten Station, stieg dort harmlos in einen Lokalzug, wechselte ohne weitere Fahrlichkeiten in Freiburg in den Schnellzug und stand endlich abends 8 Uhr in Heidelberg auf der mittlern Neckar-

brücke. Hinterwärts auf den Schirm gestützt, mitten in der Fahrbahn, so schaute er mit schwärmerischem Augenaufschlag zu den braunen Ruinen hinauf.

„Hoch die Provinz!“ rief ihm ein Radler zu, der ihm im Vorüberfahren den Schirm wegschlug — aber er verstand den Sinn des Grußes nicht.

Karl Schängli, in bester Laune, wenn auch etwas abgespannt, bedachte, daß es sich nicht schicke, abends 8 Uhr unbekanntem Verwandten mit der Tür ins Haus zu fallen und bestellte folgerichtig in einem Hotel ein Zimmer. Ein nettes, kleines Zimmer mit rotgepolsterten Möbeln und einer nußbaumenen

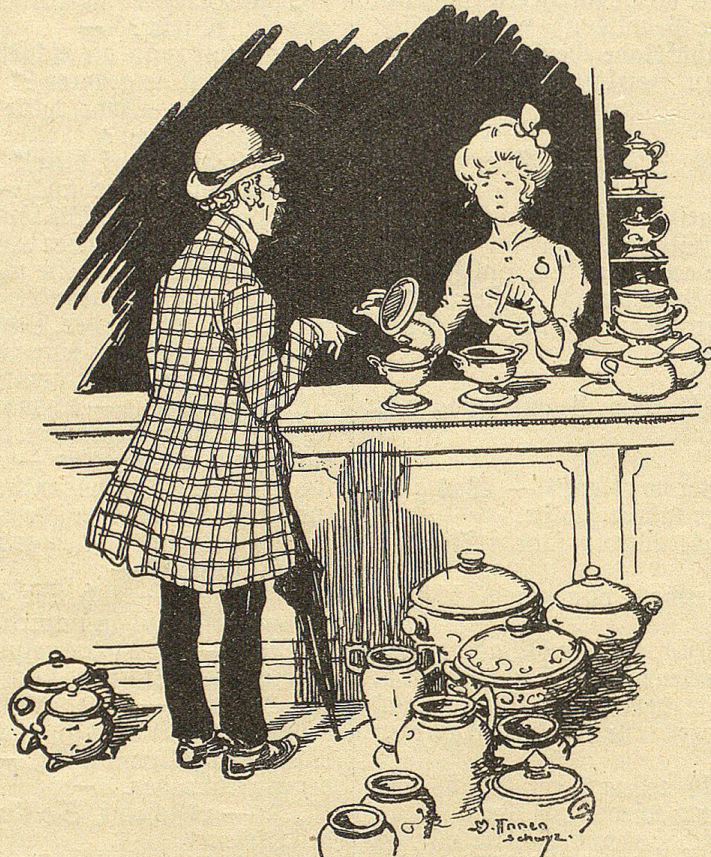
Chiffoniere. An der getünchten Wand hingen neben dem Waschtisch der Trompeter von Säckingen und Hindenburg. Der Trompeter blies tapfer; der Feldmarschall runzelte die breite Stirn und sah zu, wie der Schweizer sich den Reisetraub abwusch und zwischen hinein die Zimmerordnung las.

„Es empfiehlt sich, Wertsachen im Büro zu deponieren. Taxe 15 Mark.“

In der Schweiz stand der Spruch jeweils auch neben dem Lichtschalter in jedem Gasthaus; doch hatte unser Schängli noch nie daran gedacht, seine goldene Uhr oder sein Portemonnaie abzugeben. Aber hier, in fremdem Land? Vor allem kam da wohl die Urne in Betracht; mehr oder weniger war

das ja auch eine Wertsache — kurz, er nahm das polierte Kästchen unter den Arm und fuhr selbstgefällig im Lift ans Vestibül. Das tat er immer, wenn er Gelegenheit hatte dazu, weil es ihm so wohlilig am Magen kitzelte. Einmal war er zwar eine Viertelstunde zwischen Himmel und Erde hängen geblieben — aber das gehört nicht zu unserer Geschichte. —

Dann stand er im Vestibül. Wozu nun wieder 15 Mark bezahlen? Die Kerle hieben ihn sowieso über die Ohren; hatte doch der Liftboy auf seinen 10 Markschein nichts mehr herausgegeben. Gestohlen wurde ihm die Asche nicht. Man konnte ja das Ding unauffällig neben sich stellen und es dann zur Nacht wieder hinaufnehmen. Frohgemut saß alsobald Herr Sekretär Karl Schängli-Eidenbenz, Sekretär der Lebensversicherungs- und Rentengesellschaft „Water-



land", wie er sich eingeschrieben hatte, vor einem umfangreichen Nachteffen, denn der Appetit war das letzte, das ihm irgendwelche Schicksalswendungen nehmen konnte. Als er dann so recht seelenvergnügt bei einer guten Zigarre saß und überdachte, ob er sich nun zu Bett begeben sollte oder nicht, hörte er unverhofft aus dem Nebenzimmer bestes Schweizerdeutsch. „Hundertert vom Rosepanner und süßgi vom Buur! Megi Charte hätt eusereis au, Herr Rößlisberger!“

Mit feuriger Zigarre und dem polierten Kästchen unterm Arm schoß der gute Eidgenosse ins Nebenzimmer. „Als ich fern dir war, o Helvetia, faßte manchmal mich ein tiefes Leid! Doch wie schnell es lehrte sich in Freud, wenn ich einen deiner Söhne sah!“ Und hier saßen gleich ihrer drei und freuten sich über den vierten. In Bälde klopfte man einen vaterländischen Jaß, dann fuhr ganz nach und nach eine Flaschenbatterie auf, deren Kosten die Drei diskreterweise dem Vierten überließen. Die Fidelitas stieg; man sang „O Blüemli mi!“ und von einigen weitern Liedern den ersten Vers; das Klavier animierte zu einem schwungvollen Walzer zwischen Stuhlbeinen und Kanapee; sich des weitern über die Sache zu verbreitern wäre überflüssig.

Zwischenhinein fragte einer nach dem Inhalt des Kästchens, das Schängli hinter sich gestellt hatte.

Nicht wahr, es wäre ein unverzeiblicher Stimmungs-mord gewesen und zudem eine Pietätlosigkeit ohnegleichen, hätte Schängli die Wahrheit gesagt? Er log also aus dem Handgelenk: „Da drin? Da drin ist altes Meißner Porzellan! Ich bin Sammler! die Sache kostet mich 15000 Mark, billig unter Brüdern! Aber wir haben ja gottlob Schweizerfranken zum Zahlen!“

Und die übrige versammelte Schweiz hatte weiter kein Interesse an altem Porzellan, sondern hielt sich in ausgesprochenem Maß an das Glas.

Ueber den weiteren Verlauf der Nacht will ich schweigen. Schängli hat mir die Ereignisse auch nicht genau erzählt. Wie er in sein Bett gekommen, wußte er auf jeden Fall selber nicht genau; das geht schließlich auch niemand etwas an. Als er sich gähmend wieder die Augen rieb, sah er, daß seine Hosen quer über dem Waschtisch lagen, während sein steifer Filzhut wie das eingedrückte Ei des Kolumbus umgekehrt auf dem Boden stand. Einen Augenblick später schoß Karl Schängli in seinen geblühten Unterhosen wie ein Mistkäfer in einer Laterne im Zimmer herum und suchte seine Urne. Suchte sie unter dem Bett, schnaufte hinter den Kasten, verbog das Kofferschloß, blinzelte durch den Türspalt und fand allerorten nichts. Er klingelte. Surrte das Zimmermädchen an. Das zuckte die Achseln. In aller Eile machte er Toilette. Schoß ins Vestibül hinunter direkt in das nächtliche Nebenzimmer — nichts und aber nichts. Niemand wußte etwas von einem polierten Kästchen; er konnte duzende Mal mit seinem Zeigfinger auf den Boden zeigen: „Hier hab ich's hingestellt und hier sind die Herren geessen. Und hier ich und die Rosa“. (Was die Rosa übrigens bestritt.) Der Direktor läutete die Polizei an und Schängli rief in seinem besten Hochdeutsch eine Erklärung des Falls in den Apparat und

bemerkte noch besonders, daß er seine Adresse auf den Boden des Kästchens notiert habe.

Jetzt war Schänglis Laune verdorben, gründlich verdorben, und wir können ihm das nachfühlen, nicht? Daß einem eine Großmutter gestohlen werden kann, ist, wenn es einmal Wirklichkeit wird, etwas so Außergewöhnliches, daß auch ein Büromensch aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann! Bis tief in den Nachmittag hinein wartete er abwechselnd neben dem Telephon und seinem Essen auf allfälligen Polizeirapport. Umsonst!

Was sollte er tun? Seinen Verwandten hatte er abends noch eine Mitteilung seines bevorstehenden Besuches gemacht; die erwarteten ihn also.

Das Zimmermädchen mußte ihm unter eidlicher Diskretion ein Quantum feingestiebter Asche auf sein Zimmer bringen; wofür es ein recht gutes Trinkgeld und ein freundliches Täschchen auf seine runden Wangen bekam. Dann ging Herr Schängli auf die Suche nach einer Urne und fand nach langem eine „Schweizerische Kunsttöpferei“, allwo er um teures Geld eine apart geformte Thuner Suppenschüssel erstand. Die füllte er daheim mit der Asche hübsch auf und hatte die Sache endlich wieder im Blei. —

Daß er andern Tags von seinen Verwandten wohl empfangen, daß die hübsche Urne feierlich auf die große Kommode zwischen Papierblumenstöcken aufgestellt wurde, daß der Vetter Karl viel von der schönen Schweiz und sehr wenig von der Reise erzählte, daß er Schloß und Jaß zu Heidelberg kennen lernte und auch die nette Käthi, wollen wir lediglich der Vollständigkeit halber erzählen. Nach fünf vergnügten Tagen und einem letzten frohen Blick auf die Urne, fuhr er wieder rheinaufwärts, stieg aufatmend in Basel aus, sah sich im Zoologischen die Affen und die andern Raubtiere an, hatte noch eine nervöse Differenz wegen der Rückvergütung des nicht abgeholtten Blumenkranzes und kam endlich irgendwann wieder in Himmelstadt an. Todmüde!

Nun könnte die Geschichte sozusagen am Ende sein. Wenn wir aber streng bei der Wahrheit bleiben wollen, wie bisher, muß doch noch von einem kleinen Nachspiel etwas gesagt werden.

Nämlich, an dem Vormittag des folgenden Donnerstags, an dem Schängli seine erberechtigten Verwandten zur endgültigen Abrechnung geladen hatte, kam mit der Post eine Kiste aus Deutschland, unter Nachnahme von 26 Franken und Rappen. Frau Schängli fand beim Öffnen ein sauberlich in Karton und Papier eingepacktes poliertes und verschlossenes Holzkästchen. Dabei einen Brief:

Lit.

„Ich bin ein ehrlicher Dieb, wie Sie sehen. Ehrlicher als Sie, wo Sie in einer Wirtschaft blagieren, es sei für 15000 Mark Porzellan drin und ich es verschwinden lasse bei den schlechten Zeiten, wo sind. Aber ich schicke Ihnen es natürlich zurück, es ist ja Asche drin. Weil ich auch einen Bruder gehabt habe, der Franz, wo an der Westfront gefallen ist und wir seine Urne auch auf dem Stubentisch haben. Darum will ich es Ihnen nicht zu leid tun. Das Porto

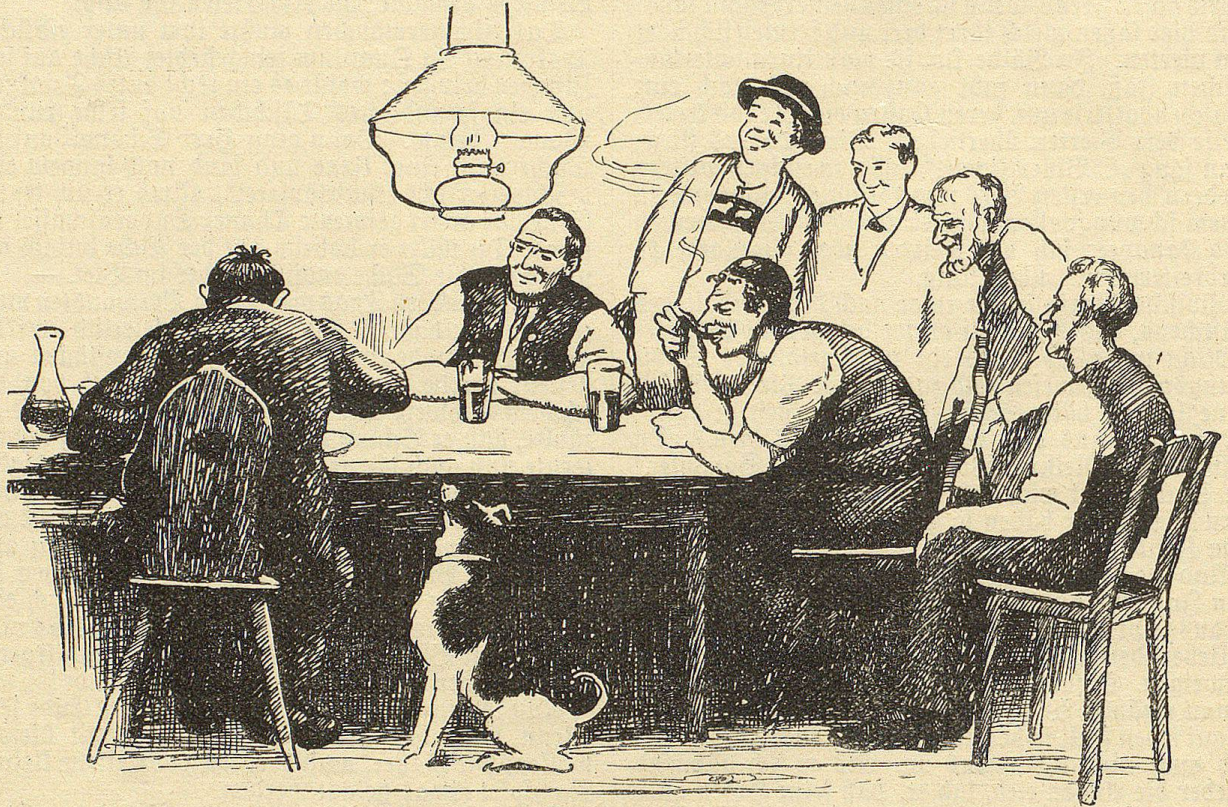


Können Sie ja schon zahlen. Sie haben ja Schweizerfranken, nicht? Nebst Gruß Der blaue Eugen!  
 Frau Schängli las den Brief nochmals, ohne ihn zu verstehen.

Dann kam ihr Karl dazu, frisch rasiert und in bester Laune. Wortlos zeigte sie auf die Sendung. Was blieb ihm zu tun übrig, als alles zu beichten. Sagen wir, wenigstens fast alles! —

Bei der Erbteilung berührte er ganz kurz die Reise („es war mir nicht drum, Ihr könnt's Euch denken!"); verdankte die 1000 Extrafranken und war froh, als die Bettlern und Vasen mit vollem Beutel wieder abzogen.

Frau Schängli stellte die Urne auf dem Nachttischchen des Gastzimmers auf; Karl nagelte mit Reißstiften zwei Ansichtskarten aus Heidelberg darüber an die Wand. Durch einen kleinen Zufall stellte es sich dann im Verlauf der Zeit heraus, daß die beste Eigenschaft der Großmutter, ihre wetterprophetische Gabe, auch in der Asche weiterlebte. Bläst man hinein, ohne daß eine Spur ausfliegt, so kann man sicher sein, daß es bald zu Regen kommt. Steigt einem aber ein feines, trockenes, graues Wölklein in die Nase, so ist Sonnenschein im Anzug, in welchem sich alle alten Männlein und Weiblein herrlich wärmen können!



## ☉ verfähtli Reklame.

D'Wertsstobe volle Rauch ond Lüüt.  
 Do chonnt de Chored ine  
 vom Nocherdorf i d'Heemetgmend;  
 macht gär en ernschtli Miene  
 ond d'Augen frögig: Wääß es niem?  
 Chonnt ken go gratuliere?  
 Er chragt im Hoor, sezt zue ond bstellt,  
 mer merkt, er moß studiere,  
 ☉ Platte Brodwörtscht bringt de Wert,  
 en halbe Liter Note.  
 Do rüest er, as es jede hört:  
 „Wohl, wohl, die Wöörtscht send grote.  
 Send grad, wie für en Rotsherr gmacht.  
 Hüt Morge bin-is worde.“  
 „Wa? Du? En Rotsherr? Als het glacht.  
 Chomm zäg, wo hescht dyn Orde?“

„Das gfiect me denf de Brodwörtscht a“,  
 sääd z'mol en freche Tonder.  
 Die Gene giftlid au: Uha!  
 's geed glych no gaulig Wonder. —  
 Myn Rotsherr hed no menge Speß,  
 Mengs Wöörtli möße schloede.  
 Rooterrebrowdörtscht, Emendrotswy,  
 Rooterherrebshöittitroede!  
 All hend e schuulig Gaudi gha —  
 I send, 's ischt nüd zom lache.  
 Säg selb, wie hett der Chrema  
 d'Sach chönne gschyder mache?  
 Mer sött halt jedem, bald er gwählt  
 of d'Brotscht der Amtschild hente;  
 denn mößti gwöß ken Chored meh  
 e Brodwörtschtgshicht erdenke.

Julius Ammann.